

Brenda Cooper
Sternenwind

Buch

Fremont ist eine wilde und faszinierende, eine aufregende und schöne Welt. Und eine gefährliche. Denn auf Fremont gibt es Gras, das so scharf ist, dass es einem Arme und Beine bis auf den Knochen aufschlitzen kann, und es gibt gewaltige Raubtiere, die größer als ein Mensch sind. Hinzu kommen Meteore, die vom Himmel stürzen, und eine beträchtliche vulkanische Aktivität, die immer neue Vulkane hervorbringt. Und auf dieser Welt sind Chelo Lee, ihr Bruder Joseph und vier weitere Waisen gestrandet. Sechs genetisch verbesserte Kinder inmitten von Kolonisten, die jeden genetischen Eingriff verdammen – und somit auch jene, an denen diese Eingriffe vorgenommen wurden. Natürlich versuchen die Kinder, sich mit den Kolonisten zu arrangieren, und sie setzen ihre besonderen Fähigkeiten nicht nur für ihr eigenes Überleben, sondern vor allem zum Wohl der Gemeinschaft ein. Doch je älter sie werden, desto deutlicher treten die Spannungen zwischen ihnen und den Kolonisten zutage.

Und so bleibt Chelo Lee, ihrem Bruder und den anderen vier Waisen gar nichts anderes übrig, als den Gerüchten nachzugehen, die von einem gewaltigen silbrigen Raumschiff weit draußen in der großen Ebene erzählen – denn dieses Schiff wäre wohl die einzige Chance, Fremont mit all seinen Gefahren endlich hinter sich zu lassen.

Autorin

Brenda Cooper ist eine amerikanische Autorin, die in Kirkland, Washington, lebt. Neben einigen Fantasy-Romanen hat sie in Zusammenarbeit mit Larry Niven mehrere Kurzgeschichten verfasst.

Weitere Titel sind in Vorbereitung.

Brenda Cooper

Sternenwind

Aus dem Englischen
von Bernhard Kempen

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Silver Ship and the Sea« bei Tor,
a registered trademark of Tom Doherty Associates LLC, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2011
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2007 by Brenda Cooper
Copyright © der deutschen Ausgabe 2011 by Verlagsgruppe
Random House GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
Umschlagmotiv: © Illustration Max Meinzold/HildenDesign, München

UH · Herstellung: sam

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-26799-6

www.blanvalet.de

**Für meinen Vater David Cooper und
meinen Sohn David Cooper**

Prolog

AUS DER GESCHICHTE VON CHELO LEE, VOM 17. JULI DES JAHRES 222, FREMONT-ZEITRECHNUNG, DEM INSTITUT FÜR GESCHICHTE DER NEUEN WELTEN ZUR VERFÜGUNG GESTELLT

Fremont wurde im Jahr Null entdeckt. Die Null markiert stets den Beginn der Zeitrechnung eines Planeten, als hätte er nicht existiert, bevor er von Menschen erkundet wurde.

Meine Geschichte beginnt lange nach dem Jahr Null, aber ich finde, ich sollte mit der Entdeckung anfangen. Mit der Null, in der gewissermaßen noch unendlich viele Möglichkeiten stecken. Fünf metallisch glänzende Sonden kamen aus dem Bewohnten Weltraum angeflogen, umkreisten meinen wilden Planeten und stürzten dann eine nach der anderen der Oberfläche entgegen. Drei landeten in den Ozeanen und registrierten Salzwasser und Anzeichen von Leben. Eine verschwand völlig; wahrscheinlich wurde sie vom glühenden Feuerstrom verschluckt, der aus dem Rachen des Vulkans Lohe quillt, der heißen Seele des Kontinents Islandia. Die fünfte Sonde landete im Grünen Tal, wo wir heute leben. Sie meldete, dass Menschen die Luft von Fremont atmen können und Leben auf Kohlenstoffbasis im Überfluss vorhanden war.

Also trafen einhundert Jahre später die tausend Kolonisten ein. Alle waren ursprüngliche Menschen und kamen von einem Planeten, der Fremont recht ähnlich war, fast wie die Erde. Er heißt Chrysops, nach der Form eines Meeres auf diesem Planeten, das an die Flügel einer Goldaugenbremse erinnert. Der Umriss dieses

Meeres zierte auch den Rumpf der *Weltenreise*, des Schiffs der tausend Kolonisten.

Die *Weltenreise* wurde im Orbit geparkt, und sieben kleine Planetenfähren flogen zur Oberfläche. Monatelang schafften sie Menschen und Material nach unten. Man war sehr vorsichtig. Trotzdem fielen die Raubtiere von Fremont über die Menschen her, noch bevor alle die Oberfläche erreicht hatten. Denn Fremont ist sehr lebendig, zügellos und wild. Die Sonden hatten lediglich eine Momentaufnahme geliefert, keinen Film, sondern einen Schnappschuss. Wenn mehr Sonden unsere Täler gefunden hätten – die zwei bewohnbaren Kontinente Islandia und Jini, die weite Grasebene –, wären die Kolonisten besser vorbereitet gewesen.

Fremont rumpelt, bewegt und verschiebt sich. Sein Blut fließt in rotglühenden Strömen über die Oberfläche und gleitet ins Wasser, worauf zischend und prustend Dampf hochkocht, um die Vermählung von Feuer und Wasser zu ehren. Die Gräser, Pflanzen und Tiere von Fremont haben scharfe Kanten und scharfe Zähne. Sie sind essbar, aber erst, nachdem man ihre Verteidigungswaffen unschädlich gemacht hat.

Neue Kolonien scheitern recht häufig. Mit der auf Fremont wäre beinahe dasselbe geschehen.

Nach einhundert Jahren beherbergte Fremont ganze tausendfünfhundert Menschen, mittlerweile in der vierten und fünften Generation, eine zerlumpte, hungrige und erschöpfte Schar. Etwa zweihundert waren Wanderer, die als Vagabunden bezeichnet wurden – Wissenschaftler, die den Kontinent Jini durchstreiften, auf dem sich Fremonts einzige Stadt Artistos am Rand der Grasebene an den Samtwald schmiegt. Die Vagabunden errichteten und pflegten ein kontinentales Informationsnetzwerk und dokumentierten die Schönheit und die Gefahren dieser Welt. Sie bemühten sich, das Wissen und die Erfahrung zu sammeln, die die Kolonie zum Überleben benötigte. Alle anderen lebten in Artistos. Hinter Zäunen.

Die Stadt war für fünftausend Einwohner geplant worden. Natürlich hatte man noch nicht alle Häuser gebaut. Die Gebäude der Gilden ragten in die Höhe und umringten das wahre Zentrum der Stadt, den öffentlichen Park. Der Park wurde gepflegt und die Stadt verwaltet, während in hartnäckiger Schwerarbeit die Kornspeicher gefüllt wurden.

Genau diese Hartnäckigkeit wäre den Kolonisten beinahe zum Verhängnis geworden. Sie pochten auf ihre wahre Menschlichkeit und lehnten jegliche Aufbesserung ab, um ihre körperliche Leistungsfähigkeit zu steigern und besser an Fremont angepasst zu sein. Auch ihre Weltanschauung war hartnäckig: Sie gaben nicht auf, auch wenn schon viele andere vor ihnen gescheitert waren.

Im Jahr 200 landeten unerwartet zwei Raumschiffe auf der Grasebene. An Bord befanden sich meine Eltern und viele andere, die wie sie waren. Die *Neue Schöpfung* und die *Fernfahrt* waren kleiner und wendiger als die *Weltenreise*, so dass sie direkt auf dem freien Feld neben dem Raumhafen von Artistos landen konnten, wobei sie den Boden versengten und das gelbgrüne Peitschengras plattdrückten. Es waren nicht mehr als dreihundert Menschen, aber sie waren *modifiziert*. Sie hatten eine höhere Intelligenz, Stärke, Schnelligkeit und Lebenserwartung. In der ersten Zeit lernte ich im Unterricht, dass sie arrogant waren, aber da ich selbst zu ihnen gehöre, stelle ich mir lieber vor, dass sie nicht verstanden, worauf sie sich eingelassen hatten. Zweifellos brachten sie die nötigen Fähigkeiten zum Überleben mit, nur dass sie keine Ahnung hatten, wie das Schlachtfeld aussah.

Die Saat des Krieges lag tief in der Geschichte begraben, in einer Zeit lange vor dem Eintreffen beider Gruppen auf Fremont. Doch nun bezeichnen wir ihn als den Modifikationskrieg, den Zehnjährigen Krieg, und wir alle hoffen, dass niemand mehr kommt, der einen weiteren anzettelt. Die meisten sagen, die Ursache wäre ein Streit um knappe Nahrungsvorräte gewesen oder die Forderung der Modifizierten, dass die ursprünglichen Menschen in ihre Fuß-

stapfen traten. Andere flüstern, dass der Grund schlechte Ratschläge gewesen seien, die man den Neuankömmlingen absichtlich mit auf den Weg gegeben habe.

Mir ist das egal. Ich weiß nicht, warum es zum Krieg kam. Warum können wir nicht alle gemeinsam hier leben? Schließlich glauben wir daran, dass sowohl Jini als auch Islandia bewohnbar sind – auch wenn noch kein einziger Mensch auf Islandia lebt. Aber wie gesagt: egal. Denn es spielt überhaupt keine Rolle.

Wie auch immer alles angefangen hatte – am Ende überlebten weniger als hundert Modifizierte, die mit der *Fernfahrt* von Fremont flohen. Die Hälfte der ersten Kolonisten waren tot. Nur ein modifizierter Mensch blieb zurück: Jenna. Auf einem Auge blind, mit nur einem Arm, aber schnell wie eine Katzenkatze. Jenna rannte, kletterte, jagte und trickste jeden aus, der versuchte, sie zu töten.

Und wir – soweit wir wussten, die einzigen Modifizierten, die auf Fremont geboren waren.

Wir sind sechs. Kinder der Toten. Wir wurden adoptiert und nach Möglichkeit voneinander getrennt. Alicia und Liam, beide drei Jahre alt, kamen zu den zwei Vagabundensippen. Die übrigen vier wurden in Artistos untergebracht. Mein Bruder und ich blieben zusammen und wurden von Therese und Steven adoptiert, den Stadtvorstehern von Artistos. Damit sollte das Zeichen gesetzt werden, dass der Krieg beendet war. Kayleen wurde von der beliebten und unfruchtbaren Biologin Paloma angenommen. Bryan kam in einen großen Haushalt in der Baumeistergilde, die ihm jedoch nie besondere Zuneigung entgegenbrachte. Ich war damals fünf und Joseph zwei. Kayleen und Bryan waren vier. Also war ich die Älteste. Und die Verantwortliche.

Meine neue Mutter Therese erzählte mir einmal, dass die Modifizierten hofften, unsere einzigartigen Begabungen würden ihnen eine Zukunft geben, ihnen dabei helfen, sich selbst zu retten. Die Worte, die sie benutzte, lauteten: »Sie haben euch für diese

Welt gemacht.« Auch meine Eltern mussten für Fremont gemacht worden sein, allerdings für den Schnappschuss, den die Sonde sendete, nicht für die wirkliche Welt. Wir waren nicht rechtzeitig erwachsen geworden, um das zu tun, wofür man uns gemacht hatte. Und jetzt sind sie fort. Oder tot. Ihr Raumschiff, die *Neue Schöpfung*, steht immer noch aufrecht an der Stelle, wo es gelandet war. Der Boden rund um das Schiff ist immer noch größtenteils schwarz und leblos, in einem Kreis, der so weit wie das Schiff hoch ist. Weiter als zwanzig Menschen, die sich hintereinander auf den Boden legen. Das Schiff erinnert uns an unsere Herkunft. Es bleibt verschlossen und unzugänglich.

Seit dem Ende des Modifikationskrieges sind zwölf Jahre vergangen, aber seitdem herrschten keineswegs zwölf Jahre Frieden. Die ersten Kolonisten kehrten zu einem Feind zurück, der ihnen kontinuierlich an der Flanke zugesetzt hatte, und in gewisser Weise war er zu ihrem Verbündeten geworden, als sie gegen die Modifizierten gekämpft hatten. Nun setzten sie den Kampf ums Überleben gegen Fremont fort.

Ich kann mich kaum an meine ersten Eltern erinnern. Sie wehten flüchtig wie Rauch durch unser Leben, kamen spätnachts erschöpft in unsere Zelte, um bei Tagesanbruch wieder zu verschwinden. Aber ich erinnere mich an Chiaro, eine der letzten Modifizierten, die getötet wurden. Sie kümmerte sich um uns, sie war unsere Lehrerin. Bis zum heutigen Tag vermisse ich Chiaro, obwohl der Schmerz zu einem kleinen Stein in meinem Bauch geschrumpft ist. Therese erzählte mir einmal, dass Chiaro uns rettete, dass sie ihr Leben gegen uns sechs einhandelte und behauptete, wir würden uns eines Tages als nützlich erweisen.

Therese und Steven behandeln mich recht gut, und ich respektiere sie. Anfangs waren sie für uns eher Gefängniswärter denn Eltern. Erst als wir alt genug waren, um ihnen bei der Arbeit zu helfen, als wir gelernt hatten, unsere Fähigkeiten vorsichtig und subtil einzusetzen und anzubieten, begannen sie, uns respektvoller

zu behandeln und vielleicht sogar als Teil ihrer Familie zu sehen. Mein Bruder Joseph liebt die beiden, glaube ich. Er hat gar keine Erinnerungen an unsere Eltern. Er kann sich überhaupt kaum an die ersten paar Jahre erinnern, die wir in Artistos lebten. Er weiß nicht mehr, wie er misstrauisch beobachtet wurde, als könnte er die Hand beißen, die ihm das Frühstück brachte. Er erinnert sich nicht an die Zeit, bevor die Menschen von Artistos damit begannen, unsere Fähigkeiten anzuerkennen, uns widerstrebend erlaubten, am Leben der Kolonie teilzuhaben.

Warum sollte man uns auch nicht respektieren?

Ich bin sehr stark, und ich bin gut darin, räumliche Beziehungen zu erkennen, Flugbahnen, Trends und menschliche Interaktionen einzuschätzen. Durch diese Fähigkeiten habe ich eine unmerkliche Bedeutung gewonnen, ich mache mich nützlich, ohne dass es allzu sehr auffällt. Genau wie ich hat auch Joseph keine äußeren körperlichen Optimierungen, obwohl er ebenfalls stark und schnell ist und scharfe Sinne hat. Seine außergewöhnliche Gabe liegt tief in ihm verborgen. Er absorbiert, synthetisiert und dirigiert Informationen, verwaltet mit seinem Gehirn gleichzeitig multiple Datenströme und zahlreiche Inputs, erkennt parallele Tendenzen und korreliert große Informationsmengen. Er gibt sich so große Mühe, allen zu gefallen, dass die meisten ihn lieben. Warum auch nicht?

Wir müssen uns gegenseitig unterstützen, um zu überleben.

Kapitel 1

UNSER ZWEITER VERLUST

Lassen Sie mich mit einem nahezu perfekten Morgen auf Fremont beginnen. Das erste Licht des Sonnenaufgangs besprenkelte meine Beine mit Mustern, die von den breiten Blättern des Zeltbaums erzeugt wurden, unter dem ich saß. Der Samtfluss strömte gemächlich fünfzehn Meter tiefer dahin. Zwei unserer sieben Monde standen blass am hellen Tageshimmel: Treue, groß und rund, gefolgt von seinem kleineren Begleiter Hoffnung. Genauso rund wie die Monde, aber zum Greifen nah und viel kleiner, hingen an den Sträuchern die Rotbeeren, die zu klebrigen Kugeln in der Größe meines Daumennagels angeschwollen waren. Meine Finger waren rotfleckig. Ich saß da und quirlte müßig einen Stock in den Händen, während ich über den Sommer nachdachte, der nicht so anstrengend wie die meisten gewesen war, an die gute Ernte, die gerade in den Kornkammern und den Lagerräumen verstaut wurde. Meine Hände bewegten sich aus eigenem Antrieb, unruhig, weil der Frieden mich unruhig machte.

Schritte auf dem Weg hinter mir kündigten meinen kleinen Bruder an. Joseph war gerade alt genug für einen hellen Flaum, der sein Kinn bestäubte, und für eine leichte Verbreiterung der Schultern, die seine dünne Gestalt umso deutlicher betonten. Er grinste über das ganze Gesicht, als er sich neben mich setzte und mir den Stock aus den Händen nahm.

»He, Chelo, ich zeige es dir.« Er langte nach oben und pflückte ein großes grünes karoförmiges Blatt von einem tiefhängenden Zweig des Zeltbaums. Er faltete das Blatt und spaltete dann das obere Ende des Stocks, worauf er das Blatt in den Spalt klemmte. »Siehst du?« Mit flachen Händen drehte er den Stock, so schnell, dass die schwarzen Sprenkel auf der weißlichen Rinde zu Grau verwischten. Er lächelte spitzbübisch, und seine dunklen Augen tanzten. Plötzlich nahm er die Hände auseinander, und der Stock stieg empor, erhob sich über unsere Köpfe, wobei er wie Nachtgrillen schwirrte. Dann trennten sich Stock und Blatt. Das Blatt segelte herab und landete auf meinem Kopf. Wir lachten.

»Komm, Schwester, lass uns gehen.« Eilig stand er auf und trat von einem Bein aufs andere, voller rastloser Energie. Er war fast so groß wie ich, genauso schwarzhaarig und schwarzäugig wie ich und schnell und stark wie wir alle – die sechs Modifizierten. Bei Joseph zeigten sich die Schnelligkeit und Kraft in langen drahtigen Gliedern und ausgeprägten Muskeln. Keiner von uns beiden wies offensichtliche körperliche Ungewöhnlichkeiten auf, wir hatten weder Bryans großen Wuchs noch Kayleens lange Füße und extrastarken Zehen.

Das Grüne Tal breitete sich unter uns aus, als ich Joseph über den festgetretenen Sandweg zum Haus der Wissenschaftlergilde folgte. Artistos schmiegte sich an den Samtwald. Der Samtfluss, von dem wir uns entfernten, bildete die Nordgrenze der Stadt. Die steilen Klippen ragten in Richtung Osten immer höher auf. Im Süden ging das gerodete Land irgendwann in dichten Wald über. Eine weitere Steilwand begrenzte das Tal. Dahinter fiel das Land zur Grasebene ab, die schließlich am Meer endete. Die Stadt selbst breitete sich geordnet von der größten Freifläche aus, dem Stadtpark, und schmale Grünstreifen zogen sich am Fluss entlang, um Platz zum Spazierengehen, zum Angeln und für Versammlungen zu bieten. Die beiden Steilhänge, einer nach oben, einer nach unten, der Hochweg und die Straße zum Meer drängten das kleine

Industriegebiet der Stadt nach Norden ab, auf die andere Flussseite, während sich die Felder und Scheunen bis zu den breiten Zeltbäumen und den hohen, dickstämmigen Scheinulmen des Waldes im Süden erstreckten. Durch das dichte dornige Unterholz war der Wald tatsächlich eine Barriere. Das Land, das wir bisher benötigt hatten, war schon vor langer Zeit gerodet worden, obwohl wir in jedem Frühjahr die Grenzen gegen den Wald verteidigen mussten.

Fast jeder wohnte so nahe am Stadtpark und den Gildehäusern wie möglich, so dass es am Stadtrand von Artistos nahezu menschenleer war. Trotzdem kamen Joseph und ich an kleinen Gruppen vorbei, die eilig zum Fluss unterwegs waren, um ihn zu überqueren und mit der Arbeit zu beginnen.

Auch wir liefen schneller. Wenn wir die Letzten waren, würde Nava wütend werden. Wir verärgerten sie bereits damit, dass wir waren, was wir waren, dass wir überhaupt auf der Welt waren. Dagegen konnten wir nichts tun, aber wir konnten uns bemühen, pünktlich zu sein. Unsere Arbeit war einfach, zumindest für uns. Joseph würde sich den Datennetzen öffnen und die subtileren Botschaften erspüren, die in den gesendeten Informationen steckten. Sein Blut, seine Knochen und schließlich sein Hirn vibrierten mit den zahllosen Geschichten, die von den Hunderten winzigen drahtlosen Datenknoten rund um Artistos kamen, um sie schließlich zu verstehen. Heute würde er ein Reparaturteam überwachen, das die Stadtgrenzen verlassen und ausgefallene Netzwerkknoten in Ordnung bringen oder ersetzen sollte. Artistos war auf dieses drahtlose Netzwerk angewiesen, in das auch Satellitendaten und Bilder von der *Weltenreise* einfließen, um die Bewegungen großer Tiere, meteorologische und seismische Entwicklungen zu verfolgen und große Mengen anderer Informationen zu verarbeiten. Das Datennetzwerk diente gleichzeitig als Alarmsystem, wissenschaftliche Quelle und beruhigendes Sicherheitnetz.

Ich würde Joseph assistieren, ihm zu trinken bringen, Fragen

von den anderen an ihn und seine Antworten an sie weiterleiten und so viel wie möglich auf meinem Pad dokumentieren, damit wir später darüber diskutieren konnten. Ich würde dafür sorgen, dass er Nahrung zu sich nahm.

Wir überquerten die Parkstraße und näherten uns dem Gebäude der Wissenschaftlergilde. Garmin, Klia und May kamen auf uns zu. Alle waren ungefähr in unserem Alter und in Eile, damit sie nicht zu spät an ihren Arbeitsplätzen im Industriekomplex auf der anderen Seite des Flusses eintrafen. Klia blickte auf, sah uns und gab Garmin einen Ellbogenstoß in die Seite. Dieser schaute in unsere Richtung, griff nach Klias und Mays Hand und zog sie auf die andere Straßenseite, weg von uns.

»Guten Morgen, Garmin!«, rief ich, so laut und fröhlich, wie ich konnte.

Garmin funkelte mich an, nur für einen kurzen Moment, und ich rechnete bereits damit, dass er etwas Gemeines erwiderte. Aber er wandte sich nur um und flüsterte Klia, die auf den Boden starrte, etwas ins Ohr. Trotzdem hörte ich die Worte: »... verdammte Mutanten. Man sollte sie nicht frei rumlaufen lassen.«

Ich war Mutant genug, um sein Geflüster zu verstehen, aber nicht unhöflich genug, um darauf einzugehen. Joseph zog eine finstere Miene, aber auch er ignorierte die drei.

May betrachtete aufmerksam den Park, als würde sie erwarten, dass etwas Unheimliches aus dem Gras emporspringen und ihr Angst machen könnte. Oder als wollte sie es einfach nur vermeiden, uns anzusehen. Wenn wir May allein begegnet wären, hätte sie vielleicht höflich genickt, möglicherweise sogar Hallo gesagt. Doch wenn sie in Gruppen auftraten, verzichteten fast alle Kinder in unserem Alter selbst auf zurückhaltende Höflichkeit. Joseph und ich warfen uns einen Blick zu und gingen schneller, um den Abstand zwischen uns und Garmin zu vergrößern. Wir schauten uns nicht um, bis wir den Eingang zur Wissenschaftlergilde erreicht hatten.

Der Hauptraum des Gebäudes war groß genug für fünfhundert

Menschen. Büros, Labors und Besprechungszimmer zogen sich an zwei Seiten entlang. Die Wände bestanden aus Holz, das im Samtwald geschlagen worden war, die Dachziegel aus gebranntem Ton vom Flussufer. Die Baumeistergilde macht für uns Glasfenster, holt Sand von den Stränden und von der anderen Seite der Grasebene, nachdem die Herbstbrände erloschen sind und das Gras niedrig genug ist, um sicher reisen zu können. Die Gildemitglieder setzen die dicken Fenster lose in geschickt konstruierte Rahmen ein, damit sie die häufigen kleinen Erdbeben überstehen, die Fremont heimsuchen.

Als wir eintrafen, warteten Nava, Tom und Paloma bereits im Überwachungsraum auf uns. Bei unserem Anblick runzelte Nava die Stirn. Ihre grünen Augen bildeten einen eisigen Kontrast zu ihrem roten Haar. »Ihr seid zu spät.«

Wir waren nicht zu spät, wir waren nur die Letzten. Ich ging nicht darauf ein. Ich wusste, dass sie abweisend war, dass es sie ärgerte, wenn die Kolonie unsere Fähigkeiten nutzte. Ihr Ehemann Tom, ein dunkelhaariger, stämmiger, sanfter Bär von einem Mann mit rundem Gesicht, begrüßte uns herzlicher. Er lächelte und reichte uns Gläser mit Apfelsaft.

Wir tranken. Dann führte ich Joseph zum weichen blauen Sitz, den Steven so entworfen hatte, dass er darin während der Überwachungsarbeit seine Lieblingsposition einnehmen konnte, die Hände und Füße angezogen, zu einer Kugel zusammengerollt. Es war eher ein kleines rundes Bett als ein Stuhl, obwohl Joseph sich darin aufsetzen konnte, wenn er wollte. Doch er tat es fast nie.

Paloma stand in der gegenüberliegenden Ecke des Raums. Sie hatte uns den Rücken zugewandt und beschäftigte sich mit den Aufzeichnungen der vergangenen Nacht. »Die *Weltenreise*«, informierte sie uns, ohne jemand Bestimmten anzusprechen, »hat während der Nacht zwei kleine Chondriten gemeldet. Der eine Asteroid verbrannte beim Eintritt in die Atmosphäre, der andere fiel ins Meer.«

Tom brummte. »Hätten auch große sein können. Gianna sagte, dass dieser Hagelsturm monatelang andauern wird. Es ist der schlimmste seit Beginn der Aufzeichnungen.«

»Dann wollen wir hoffen, dass die größeren uns verfehlen«, murmelte Paloma. Es klang fast wie ein Gebet. Erst als sie mit ihrer Arbeit fertig war, blickte sie sich zu uns um und lächelte. Sie war Kayleens Adoptivmutter und ging völlig normal mit uns, unseren Begabungen und unseren Modifikationen um. Dafür liebte ich sie. Selbst Steven und Therese, die sich für uns einsetzten, behandelten uns nicht so, als wären wir genauso wie sie. Paloma grinste. »Sie ziehen jetzt los. Seid ihr bereit?«

Joseph trank seinen Apfelsaft aus, reichte mir das Glas und nahm meine Hand. »Blut, Knochen und Hirn«, murmelte er. Das waren die Worte, die er und Kayleen benutzten, um die Änderung ihres Bewusstseinszustands auszulösen, wenn sie sich in die Datennetze einklinkten. »Pass auf mich auf, Schwester.« Er lächelte und ließ sich zurückfallen. Seine Augen waren geschlossen, sein Gesicht entspannt, sein Körper erschlafft, als würde er schlafen, als hätte er einen angenehmen Traum. Nichts liebte er mehr, als zu spüren und zu hören, wie die Daten seinen Körper zum Singen brachten.

Zum heutigen Reparaturteam gehörten unsere Adoptiveltern Steven und Therese, die Leiter der Kolonie. Sie verließen Artistos nur sehr selten, da sie durch ihre Verpflichtungen gebunden waren. Vielleicht war es das sommerliche Wetter, die entspannte Lage, die sie nach draußen trieb.

Insgesamt waren es zehn Leute, eine recht große Gruppe, hauptsächlich weil sie vorhatten, Djuri zu jagen. Das Fleisch der Djuri ist zart und schmeckt beinahe süß. Eine Delikatesse, wenn man ansonsten nur Ziegen und Hühner gewohnt ist. Im Winter kommen die Djuri-Herden oft in unsere Nähe, doch im Sommer ziehen sie sich in höhere Regionen zurück. Die heutige Gruppe nahm den Hochweg. Wir alle hofften auf ein Festmahl.

Die Leute waren über vier der immer selteneren Ohrempfänger

mit uns verbunden. Damit konnte man sich über jede Entfernung miteinander unterhalten. Das Satellitennetzwerk und die drahtlosen Bodenstationen ermöglichten gute Sprechverbindungen im gesamten Funknetz. Ich hatte einen solchen Ohrempfänger zweimal benutzen dürfen, als ich mit Therese und Paloma Ausflüge zur Grasebene unternommen hatte, wo wir Tier- und Pflanzenspezies katalogisiert hatten. Es hatte im Ohr gekitzelt. Wir konnten hier keine neuen herstellen. Jeder Ohrempfänger, der ausfiel, reduzierte unsere Kommunikationsmöglichkeiten. Joseph jedoch war in der Lage, die Nachrichten auch ohne technische Hilfe zu empfangen. Er konnte nicht sprechen, aber alles hören.

Ich sah Joseph an. Sein Körper hatte sich entspannt, als würde er schlafen, und sein Atem ging ruhig. Inzwischen verfolgte er parallel mindestens drei Datenströme. Sein flexibles Gehirn behielt den Überblick und interpretierte die verschiedenen Nachrichten von den Knoten, die unermüdlichen *Pings* von der Begrenzung und die Stimmen der Expeditionsteilnehmer. Wahrscheinlich lachten sie und waren glücklich, draußen zu sein, während sie sich mühelos mit der schnellen, wiegenden Gangart ihrer Gebras voranbewegten.

An der Begrenzung ertönte das freundliche Signal, als die Gruppe den Bereich der Datennetze, der Mauern und der schwer erkämpften relativen Sicherheit von Artistos verließ. Ich wünschte mir, bei ihnen sein zu können, die Brise zu spüren, die meinen Schweiß kühlte, und Vogelgesang zu hören. In Gefahr zu sein. Ich wandte mich dem Fenster zu, damit niemand etwas von meiner Sehnsucht bemerkte, und betrachtete die langen Wedel der Zwillingsbäume im Park auf der anderen Straßenseite. Dort spielten fünf Kinder, die auf dem Rasen Reifen warfen.

Die Zwillingsbäume waren von hier, aber das Gras, dessen Wachstum sorgsam überwacht wurde, stammte von Chrysops. Wenn die Kinder ins Gras fielen, zogen sie sich keine Kratzer zu. Der Stadtpark war der weichste Ort auf ganz Fremont.

Wir warteten. Joseph würde sprechen, wenn es etwas gab, das wir wissen sollten. Er würde die gesamten Reparaturarbeiten kommentieren, während Paloma und Tom das Geschehen auf ihren eigenen Monitoren verfolgten – etwas distanzierter als Joseph, der praktisch vollständig in die Datenströme eintauchen konnte.

Paloma, die nicht ohne sinnvolle Beschäftigung sein konnte, analysierte Ernteerträge und wischte sich regelmäßig das lange blonde Haar aus dem Gesicht, während sie sich Notizen machten. Tom und Nava diskutierten leise in der Ecke.

Joseph meldete sich zu Wort. »Sie haben jetzt den Hochweg erreicht.«

Paloma streckte sich und ging hinaus. Ich beobachtete durch das Fenster, wie sie sich am gewundenen Stamm eines Zwillingsbaums hinaufzog und mehrere bittersüße Früchte pflückte. Sie kehrte zurück und reichte mir zwei Früchte – Kugeln von der Größe meiner Faust, mit winzigen Dornen gespickt. Ich legte eine für Joseph zur Seite und machte mich daran, von meiner vorsichtig die bittere Schale zu entfernen. Der salzig-säuerliche Geruch der Rinde erfüllte den schmalen und langen Raum.

Joseph gab einen Reisebericht: »Kapsel 42A. Getestet und ersetzt.« Ich schrieb meine eigenen Notizen nieder, damit sich Joseph später daran erinnern konnte, eine Ergänzung der trockenen elektronischen Aufzeichnung der Ereignisse. »Verknüpfung der Kapseldaten.« Ohne die dicke Schale sind Zwillingsbaumfrüchte klein und von gelblicher Farbe. Ich steckte meine als Ganzes in den Mund, zerbiss sie und genoss die Süße, während Joseph weiter erzählte. »Abgeschlossen. Jetzt zu Kapsel 58B.« Die Arbeit hatte einen eigenen Rhythmus. Er sprach, ich schrieb, er sprach, ich schrieb. Ich lockte ihn aus seiner Trance hervor, damit er Wasser trank oder etwas aß, dann ließ er sich wieder in die Daten fallen, und er sprach, und ich schrieb.

Eine Stunde verging. Dann zwei.

»Djuri-Herde!«

Ich wiederholte seine Worte laut und konnte bereits das gegrillte Djuri-Fleisch riechen. Tom und Nava kamen näher.

Josephs Stimme klang ein wenig aufgeregter. »Gi Lin zählt zehn, Therese zählt zwanzig.«

Ich lachte. Der Pessimist und die Optimistin. Ich wettete, dass es fünfzehn waren. Djuri sind kleine Tiere, etwa so groß wie Menschen, mit langen Ohren, vier Beinen und Hörnern. Sie sind schlanke Läufer, die sich im Dickicht unsichtbar machen konnten. Ich stellte mir vor, wie sie zwischen den Bäumen standen und mit Lichtflecken besprenkelt waren. In der Nähe mussten sich eine Klippe, ein Bach, die Bäume, der breite Hochweg und dahinter ein steiler Abhang zum Samtfluss befinden. Die Expedition würde sich in zwei Gruppen aufteilen, eine vordere und eine hintere, und die Tiere zusammentreiben, um sie zu betäuben. Die meisten würden entkommen, aber nicht alle.

Besorgnis schwang in Josephs Stimme mit, als er Daten an die Expedition zurücksandte. »Tatzenkatze über euch. Genau zwischen den Kapseln 97A und B.« Er konnte nur die Größe und das Bewegungsmuster registriert haben. Aber das reichte völlig aus. Die Katzen hatten ihre eigene Datensignatur. Das Netz konnte sie fast immer fehlerfrei an der Wärme ihrer kräftigen Körper und ihrer schnellen und geduckten Bewegung identifizieren. Tatzenkatzen mochten die Djuri genauso wie wir. Ich stellte mir die Szene am Hochweg vor. Die Katze hielt sich bestimmt in den Felsen auf, wo sie schwer zu erkennen war. Joseph stieß einen erleichterten Seufzer aus. »Steven und Mary sehen sie. Die beiden machen einen Bogen, um sie zu vertreiben.«

»Gibt es noch mehr von ihnen?«, fragte Tom.

»Wahrscheinlich.«

Was bedeutete, dass er noch keine weiteren identifiziert hatte.

Plötzlich spannte sich Joseph an und rief: »Beben!« Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, als auch schon die Erdbebensirenen in Artistos anschlugen. Das Signal für mittlere Gefahrenstufe. Das

Fenster klapperte im intelligenten Rahmen, Joseph wackelte auf seinem Sitz, und mein Stuhl hüpfte unter mir, als würde er leben. Tom, Nava und Paloma hielten sich gegenseitig fest.

Dann war das Beben vorbei.

Wir lachten. Es war das nervöse, erleichterte Lachen nach der Angst.

»Sechs Komma fünf«, meldete Joseph und nahm dann Verbindung mit der Expedition auf. »Alles in Ordnung mit euch?« Er berichtete. »Gi Lin und Therese melden, dass niemandem etwas passiert ist. Die Gebras sind nervös. Steven hat die Katze aus den Augen verloren. Er glaubt, sie hat sich nach oben geflüchtet, von ihnen weg. Therese sagt, die Djuri haben sich dicht zusammengedrängt und die Jungen in die Mitte genommen. So etwas hat sie noch nie gesehen, sagt sie. Sie wollen jetzt versuchen, ein paar von ihnen zu erwischen, solange sie noch verängstigt sind. Gi Lin kann sein Gebra nicht dazu bringen, sich in Bewegung zu setzen. Es ...« Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht, und er schrie: »Die Felsen! Sie stürzen herunter. Lauft! Beben! Lauft!« Er tastete blind nach mir, die Augen fest geschlossen, dann klammerte sich seine Hand fest um meine. Er öffnete die Augen, die dunkle Strudel voller Entsetzten waren. Ich zog ihn an mich, ganz nahe, und suchte nach einer sicheren Zuflucht. Das Einzige, was ich für die Dauer von vier Herzschlägen hörte, war sein keuchender Atem.

Immer wieder tönte die Bebensirene: *Gefahr, Gefahr, Gefahr*. Joseph schrie. Das Fenster zersprang, und die Glassplitter flogen nach draußen. Dachziegel fielen herab. Der Boden ruckte unter meinen Füßen und warf mich auf Joseph. In meinen Ohren waren nur noch die Sirene, Josephs Schreie, die Rufe von Nava, Tom und Paloma, die dumpfen Schläge, mit denen die Dachziegel auf die Straße krachten und auf den Glassplittern landeten. Überall waren Alarmsirenen zu hören: von der Klinik, der Schule, den Gildehäusern, dem Wasserwerk. Der Boden zitterte ein letztes Mal und beruhigte sich.

Ich drückte Joseph an mich, hielt ihn fest und wiegte ihn, während mir Tränen über das Gesicht liefen. Warum sagte er nichts zu Therese und Steven? Zu Gi Lin? Zu mir? »Joseph, kannst du sie hören? Ist mit ihnen alles in Ordnung?«

Er hatte die Kontrolle verloren. Joseph verlor während eines Monitoring nie die Kontrolle. Aber was war, wenn er gespürt hatte, wie sie alle gestorben waren? Waren sie wirklich gestorben? Furcht sickerte in meine Stimme, als ich rief: »Joseph?«

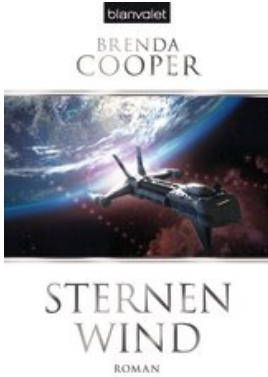
Er hing schlaff in meinen Armen, als wäre er an einem fernen Ort, als wäre er vom Fels erschlagen worden, der unsere Gruppe vernichtet hatte. Ein Schrei stieg in mir auf, wollte sich durch meine Kehle den Weg nach draußen suchen, doch ich hielt ihn zurück. Ich kämpfte dagegen an, ich bemühte mich, nicht die Beherrschung zu verlieren. Joseph brauchte mich.

Hinter mir Navas Stimme, die nach Antworten verlangte, die ich nicht hatte. »Was ist mit ihnen passiert? Was sieht er?«

Ich hielt Joseph an mich gedrückt, ohne sie anzusehen. »Er sieht gar nichts«, gab ich zurück. Konnte sie nicht erkennen, dass er Schmerzen hatte? Wir mussten nach draußen, weg vom zersplitterten Fenster, vom beschädigten Gildehaus, weg von Navas Gnadenlosigkeit. Ich schüttelte Joseph. »Wach auf! Wach auf! Schnell. Komm schon!«

Er reagierte nicht. Seine Augen blieben fest geschlossen. Seine Haut fühlte sich kühl an, als würde ich ihn gar nicht mehr in den Armen halten.

Tom näherte sich mir von hinten, drängte mich behutsam beiseite und trennte mich von meinem Bruder. Er kniete sich neben Joseph nieder, der meine Abwesenheit zu spüren schien. Er strampelte und schlug wild um sich. Tom hielt Josephs Beine fest, hob ihn auf und machte sich auf den Weg zur Tür. Er blickte sich über die Schulter um und sah mir in die Augen. »Folge mir.« Dann sprach er mit hoher und besorgter Stimme in seinen Ohrempfänger. »Alle raus hier!«



Brenda Cooper

Sternenwind

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-26799-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2011

Sie verlangen nichts als Respekt und Freiheit ...

Chelo Lee, ihr Bruder Joseph und vier andere Waisen sind auf dem Planeten Freemont gestrandet. Das Schicksal hat die sechs genetisch verbesserten Kinder dazu verdammt, ausgerechnet unter Kolonisten zu leben, die jeden Eingriff in die Natur verteufeln!

Chelo Lee und ihre Gefährten haben die Wahl: Sie müssen sich mit den Kolonisten arrangieren, bis sie das ganze Ausmaß ihrer gesteigerten Fähigkeiten nutzen können, oder sie fliehen in die atemberaubend schöne Wildnis von Freemont – wo Tausende tödlicher Gefahren lauern ...